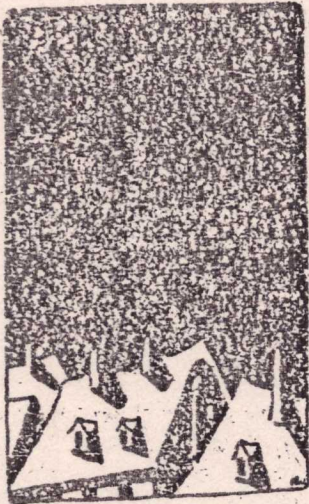


Ein Stern schaut ins Fenster

Von
ELSE FELDMANN

Ein Stern stand schief über dem Haus, das er gerade ins letzte Fenster hineinschauen konnte; er war kleiner und leuchtete schwächer als die Nachbarsterne, weil er noch nicht so unzählige Jahre alt war wie alle anderen ringsumher; er war um etliche jünger. Nur manchmal leuchtete er ebenso hell auf wie die anderen; das geschah, wenn die Frau ans letzte Fenster trat. Dann riefen die Nachbarsterne: „Seht, wie der kleine Rasenweiß leuchtet, jetzt spricht er mit den Menschen.“ Einer der großen Sterne kam näher zu ihm und fragte: „Was gibst du?“



„Ach, nichts weiter“, war die Antwort, „es ist nur da unten eine Frau in ihrer Stube — ihr Schöndchen ist krank, sie kommt und will mit mir sprechen.“

„Wo?“ fragte der große Stern. „Ich kann da unten nichts sehen wie Finsternis, gemischt mit künstlicher Beleuchtung.“

„Stehst du sie nicht, Nachbar, wie sie auf dem Fußboden kniet und die Hände ringt? Gleich wird sie kommen und zu mir reden.“

Der Stern schwieg. Es trat eine Pause ein. „Ist sie da?“ fragte der große Nachbar. „Noch nicht, sie wärmt mit ihrem Hauch die kleinen Füße, jetzt wankt sie zwei Schritte ans Fenster — der Raum ist ja eng...“

„Hat sie gesprochen?“

„Sie hat nur ein paar Worte gesagt und zu mir aufgeschaut und geschluchzt, daß ich sie kaum verstanden habe, aber ich kann mir denken, was sie meinte: Stern, mein Jimmli ist krank. Er heißt Jimmli. Aber vorlauter Liebe sagt sie: Jimmli.“

„Und was hast du geantwortet?“

„Ich habe aufgeleuchtet und sie hat es gesehen; antworten können wir nicht.“

„Aber warum spricht sie zu dir?“

„Wir sind alte Bekannte, ich und die Frau. Damals — es war im Jahre 1921 — war sie das Stubenmädchen Almy bei Frau Grieslern, Berlin W, Kurfürstendamm. Die Grieslern waren große Kasser — täglich gab es Gesellschaften — allabendlich Festmahlzeiten — und das Stubenmädchen Almy mußte mit den golde-

nen und silbernen Schüsseln mehrmals die Stunde um den Tisch machen. Der Hausherr stand in seinem blauseidenen Frack...“

„Blauseidenem...?“

„Ja; Grieslerns konnten sich das leisten — und arrangierte das Ganze, er klatschte in die Hände — seine Ringe glänzten heftiger als wir, die wir hier auf einem Sted beisammen sind — und er rief mit seiner groben Stimme: „Almy, Westschweffel. Vor vier Uhr morgens kam das arme Mädel niemals zur Ruhe.“

„Konnte sie denn das ertragen?“

„Sie hätte es kaum ertragen können; ich sehe sie noch vor mir, wie sie nach mir suchte in ihrer Dyal, mein Leuchten sollte ihr Trost geben, aber es war damals noch schwächer als heute, kaum daß man mich von unten wahrnahm. Da sehe ich eines Abends — wieder zur vorderückten Stunde — auf das Getriebe herab; es ist nach dem Essen, im blauen Salon sind sie versammelt beim Luder, Almy fährt das Wägelchen mit den Flaschen und den Kristallgläsern und den goldenen Tellern mit den Kuchen. Da sagt plötzlich das Fräulein Grieslern in ihrem Papageien-

Nelb: „Zu unserem roten Auto sollte ein Negerchauffeur sein? Das ist letzter Schrei!“

Später sah ich Almy in ihrer Kammer am Fenster; sie schüttelte ihren müden Kopf und sagte zu sich selber, indem sie zu mir auf sah: „Ein Schwarzer soll ins Haus? Hat man so etwas gehört?“

Aber das Fräulein Papagei gab keine Ruhe, sie telephonierte von früh bis nachmittags in die Chauffeurvermittlung. „Nur einen Neger, keinen anderen, beim Stacheldrahtlieferanten Nemecke haben sie ebenfalls einen! Und tags darauf stellte sich Josua vor. Er gefiel dem Fräulein riesig, weil er der richtige Neger und kein Wischling war — er mußte sofort anrücken, das Fräulein konnte es kaum erwarten, ihn ihren Bekannten zu zeigen.“

Und eines Nachts sah Josua in der Küche und trodnete sich den Schweiß ab — er hatte eine milde Fahrt hinter sich, hatte die Herrschaften Grieslern nach Dresden zur Ausstellung und zurück fahren müssen; höchste Geschwindigkeit, sie wollten noch am Abend in der Oper sein.

„Sind Sie sehr müde?“ fragte Almy und gab ihm sein Essen. Sie blieb bei ihm, bis er gegessen hatte, ja noch mehr, sie aß selbst, sie hatte vorher keine Zeit gefunden. Da saßen sie sich gegenüber und er spürte, daß sie seiner wegen gewartet hatte.

Einmal wieder nach hilder Fehljagd stand er in seiner Kammer — es war dunkel, seine Hände zitterten, er konnte nicht Licht machen, und da stand er, schwarz im Finstern. Die Tür ging auf und das Stubenmädchen Almy kam.

»Sind Sie da?« fragte sie.

»Ja«, sagte er schwach, aber sie sah ihn nicht; da leuchtete ich ins Fenster, so daß sie sich sahen.

»Sind Sie nicht wohl?« fragte sie.

»Mich schmerzt mein Kopf und mein Herz.«

»Dann will ich bei Ihnen bleiben, Josua.«

»Almy«, sagte er, »liebe Almy.«

Und so würde dem Stubenmädchen die schwere Arbeit erträglich.

Auch wenn es ihr Josua nicht immer zugesäht hätte — wo er sie sah — hätte sie gewünscht, daß er sie lieb hatte, und Nacht für Nacht sah ich ihre Blide, und die waren so voll Liebe, wie ich es nie gesehen habe.

Im Sommer begaben sich die Grieskerns mit ihrem Josua und dem Auto auf Reisen.

Als er Almy im Herbst wieder sah, erwartete sie ein Kind, sie wurde nun entlassen.

Auch Josua verlor seine Stelle, es war nun nicht mehr leichter Schrei, einen Neger zu haben.

Almy und Josua mieteten sich im Norden Berlins ein. Sie wollten zum Standesamt gehen, doch wurde Josua krank, bettlägerig, es war keine Hilfe. Der Arzt wollte ihn nach der Charité bringen, aber Almy behielt ihn bei sich. Ich habe sie gesehen, wie sie ihm Medizin eingab, seine schwarzen Hände lieblos — bis zuletzt.

Dann kam der kleine Jimmy zur Welt. Zuerst freute sie sich, als sie sah, daß es ein schwarzes Kind war — schwarz wie ihr Geliebter —, dann aber erschrak sie bis ins Mark. Was sollte ein schwarzes Kind unter lauter weißen?

Die erste Zeit versteckte sie es. Wenn sie es spazieren trug, hielt sie es gegen ihre Brust, daß die Leute das schwarze, kleine Gesicht nicht sahen. Dann hatte sie fast alles Geld aufgebraucht, und jemand sagte ihr, sie solle nach Wien ziehen, dort gäbe es Arbeit.

Und nun lebt sie seit einigen Jahren mit dem kleinen Jimmy im Wiener Vorort. Ich bin ihr hieher gefolgt und habe sie nicht aus den Augen gelassen. Sie ging Wäsche in die Häuser und nahm ihr Kind immer mit sich. Es war eine schwere Zeit für die Mutter mit dem Kind, weil sie immer hinter sich hörten: Schau, die Weiße mit dem Neger!

Man muß es gesehen haben, wie die weiße Mutter dieses schwarze Kind liebte, wie sie es

abends umarmt hielt und küßte; und jetzt ist es krank; an derselben Krankheit wie sein Vater, das kalte Klima vernichtet diese Kinder der Sonne.

An den folgenden Abenden gesellte sich jedesmal der große Stern ganz nahe zu dem kleineren Kameraden.

»Nachbar«, sagte er, »wie geht es deinem kleinen Jungen?«

»Siehst du nicht, wie sie dort liegt und weint? Sie hat nicht mehr die Kraft, ans Fenster zu treten, dort steht Medizin und Milch, aber der kleine Junge will nichts mehr.«

»Ich sehe nichts«, sagte der große Stern.

Und am nächsten Abend:

»Jetzt will der Totenbeschauer herein, er steht draußen und klopft.«

»Wer ist es?« fragt die Mutter. »Ach, Sie?« Er tritt ans Bett, hebt das Leintuch — und fährt zurück: »Was ist denn das? Warum sagen Sie es nicht früher, daß da ein Neger liegt? Man erschrickt ja!«

»Das schwarze Gesichtchen tut Ihnen nichts, Herr Doktor«, sagt schluchzend die Mutter.

Später ging das Licht aus, weil kein Petroleum in der Lampe war. Die Mutter aber wollte ihr Kind noch lange ansehen, ehe es die Männer holten. Es lag ganz schwarz in der Finsternis und sie konnte es nicht sehen. Da schaute ich ins Fenster, so daß es drinnen ganz hell wurde. Gerade auf sein armes, kleines Gesicht fielen meine Strahlen.

Da rief der große, unendliche Jahre alte Stern:

»Jetzt leuchtest du ja wie wir anderen und bist doch noch viel zu jung für solches Leuchten; und warum kann ich nicht sehen und hören wie du?«

Auch von uns kann das nicht jeder...